

Zweiter Adventssonntag – Predigtreihe 2023: „Zum Frieden finden“

Lieber Brüder und Schwestern,

„Krisenmodus“, das neue Wort des Jahres 2023 beschreibt sehr zutreffend, in welcher Lage wir uns gefühlt schon seit längerem befinden.

Große Probleme reihen sich aneinander, ohne dass sie zu einer Lösung geführt würden.

Wir müssen sie nicht einzeln aufzählen.

Sie sind uns allen bewusst.

Die globalen Themen: Klima, Kriege, Fluchtbewegungen, die erheblichen Schwierigkeiten in der politischen und gesellschaftlichen Lage unseres eigenen Landes.

Die Friktionen und Nöte in den zwischenmenschlichen Situationen und der persönlichen Lebensentwicklung.

„Krisenmodus.“

Dem gegenüber steht unsere Sehnsucht nach Frieden.

Wir wüssten gerne, wie wir zum Frieden finden können.

Das Leitwort der diesjährigen Predigtreihe.

Die Komplexität der vielen Krisen und Kriege der Gegenwart aber führt uns vor Augen,

dass es kaum einfache Lösungen geben dürfte,

und, dass es gravierende Veränderungen

in Kultur und Lebensführung fordern wird, und zwar weltweit,

wenn es eine realistische Aussicht darauf geben soll,

den Krisenmodus wieder verlassen zu können.

Doch solche Veränderungs- und Reformprozesse fordern zuerst eine Kultur der Nachdenklichkeit.

Das ehrliche Hinsehen und die kritische Analyse,

die Bereitschaft zur Infragestellung und zur Offenheit für eine Transformation.

Doch auf solch nachdenkliche Töne wartet man vergeblich.

Stattdessen bleibt es beim Wettstreit altbekannter Rezepte und Ideen.

Kein Aufruf zur Nachdenklichkeit, kein Innehalten,

nicht in Parlamentsdebatten oder auf Parteitag, auch nicht in den einschlägigen Kommentaren der Medien.

Damit geht kostbare Zeit verloren.

Das dürfte die Krisen verschärfen
und zur gefährlichen Stärkung der Extreme beitragen.
Keine beruhigende Entwicklung.

Es wäre gut, wir könnten den Advent,
der eine Zeit der Nachdenklichkeit sein will,
der Welt als Therapie verordnen.
Wir wissen, dass das nicht geht.
Umso bedeutender ist es,
dass wir den Advent selbst entsprechend nutzen,
damit wir nicht von der Lähmung erfasst werden,
die der gegenwärtige Krisenmodus leicht auslösen kann.
Nutzen wir ihn für uns persönlich, für unsere Sehnsucht nach Frieden,
und unterschätzen wir nicht,
welche Bedeutung unsere Nachdenklichkeit für die Menschheit haben kann.
Umbrüche werden zumeist nicht durch große Flächenbewegungen,
sondern durch kleine Anfänge in Gang gesetzt.

Das heutige Evangelium bietet uns dabei eine Hilfestellung.
Im Vordergrund steht der Täufer Johannes.
Mit seinen Worten: „Nach mir kommt einer, der ist stärker als ich,“
lässt sich leicht an die Gedanken des letzten Sonntags anknüpfen.
„Ich bin der Ton und ein anderer ist der Töpfer.“
hieß es da in der Lesung, vielleicht erinnern sie sich.
Es geht um die sehr grundsätzliche Frage des eigenen Selbstverständnisses.
Sie ist wichtig, weil uns viel Frieden und innere Ruhe dadurch verloren gehen,
dass wir die falschen Anforderungen an uns stellen
oder erlauben, dass es andere an uns tun.
Der Begriff, den Johannes heute neu aufbringt,
hat dabei eine besondere Relevanz: Stärke.

Vermutlich ist es immer so gewesen,
dass wir Menschen stark sein wollen.
Das vermittelt Ansehen, verleiht einen Stellenwert
und verschafft im Wettbewerb der vielen Vorteile.
Es ist nicht ausgeschlossen,
dass sich das in unseren modernen Zeiten noch verstärkt hat.
Wir denken extrem in den Kategorien der Leistungsgesellschaft.

Stärke ist auch dann gefordert, wenn man sich nicht danach fühlt.
Dass ein solcher Zwang und eine sich daraus ergebende Verstellung
für unseren inneren Frieden,
auch für das zwischenmenschliche Miteinander nicht gut sein können,
dass es schließlich sogar die Basis für viele unserer Krisen legt,
liegt auf der Hand.
Es verhindert wirkliche Begegnung und zerstört die Ehrlichkeit.
Ich gehe davon, dass fast jeder von ihnen weiß, wovon ich rede.

Aus dem Verlangen nach Stärke ergibt sich ein Verhaltensmuster,
das besonders relevant erscheint,
weil es die Atmosphäre zwischen Menschen vergiftet
und auf Dauer den Charakter verdunkelt.
Was meine ich: Bevor man ermessen und beweisen konnte,
ob man der stärker ist,
beginnt man vorsorglich, den anderen klein zu machen.
Eine vielgeübte Praxis,
die Überheblichkeit demonstriert, einen anderen verletzt
und vom ersten Augenblick fast unmöglich macht,
dass wir mit dem Gegenüber in einen Frieden finden könnten.

Der Rangstreit darum, wer der Stärkere ist,
ist Gift für unser Seele und für unser Miteinander.
Die Bereitschaft des Johannes von seiner fehlenden Stärke zu reden.
auch äußerlich so zu erscheinen,
mögen ihnen deshalb Ermutigung sein,
aus diesem Wetteifer auszusteigen,
und, weil ich Mensch, nicht Maschine, sein will,
zu meiner Unvollkommenheit und Schwäche zu stehen.
Ich muss nicht immer stark sein und kann es auch nicht!

Es ist eigentlich ein Akt der Vernunft,
denn am Ende weiß jeder,
es wird immer jemanden geben, der klüger und stärker ist, als man selbst.
Man kann diesen Streit nicht gewinnen!
Auch ist es meist die persönliche Mischung von Stärken und Schwächen
nicht zuletzt sind es unsere Verletzbarkeit und Unsicherheit,
die uns so einmalig und meist auch sympathisch sein lassen.

Wenn wir zum Frieden finden möchte,
das ist der Ratschlag des Johannes,
dann nicht indem wir das Leben der anderen zu leben versuchen,
so intensiv auch die Versuchung sein mag,
sondern indem wir das unserer eigenen Geschöpflichkeit
entsprechende Leben leben.
Sei du selbst!

Noch ein anderes:

Johannes befreit mit seinen Worten heilsam von jeder Zwanghaftigkeit.
Er kann – trotz seiner wichtigen Sendung und der Not seiner Zeit –
der Vorläufer bleiben, der Schwache, der, der nur anfängt,
weil er fest darauf vertraut,
dass der Stärkere, dass Gott,
was für ein schönes Bild: ihm auf dem Fuß folgt,
„nach mir kommt einer, der stärker ist,“
um das Begonnene weiterzumachen und zu vollenden.

Das ist ein Gedanke, der mir oft in den Sinn kommt
und meiner Seele im Alltagschaos Gelassenheit und Frieden vermittelt:
Manches muss ich nur im Guten beginnen
und ein Anderer wird es weiterführen.
Die eigene Schwäche wird zum Anknüpfungspunkt für die Stärke Gottes.
Gott stark sein lassen!

Noch ein letztes.

Der Eingangsgedanke des Evangeliums,
den wir schon im Lesungstext bei Jesaja gehört haben:
„Bereitet den Weg des Herrn! Macht gerade seine Straßen!“
Entscheidend für den inneren Frieden
ist unsere Offenheit gegenüber Gott.
Das ist eine uralte Erkenntnis,
von der wir in säkularer Zeit immer mehr Abstand nehmen,
weil die meisten Gott eine Relevanz für das Leben absprechen.
Eine Epoche aber, die im Krisenmodus festklemmt,
hätte allen Grund diese Haltung nachdenklich zu hinterfragen.
Könnte es sein,

dass der von den Barrikaden und dem Gerümpel
menschlicher Selbstüberheblichkeit zugeschüttete Weg
zwischen Menschheit und Gott die Ursache dafür ist,
dass wir in unserer Lage festsitzen und aus ihr keinen Weg finden?
Es wird die Zeit kommen,
in der man darüber wird nachdenken müssen.

Ungeachtet dessen ist es die Empfehlung an uns persönlich,
den Advent zu nutzen, Wege zu bereiten und Straßen zu ebnen,
damit wir in eine Begegnung mit Gott finden können.
Es braucht diese Nähe, wenn wir zu Frieden finden möchten.

Überhaupt – gestatten sie diese Ausweitung des Bildes –
wäre es gut, alles daran zu setzen,
Blockaden zu räumen und Wege zu ermöglichen,
egal wo und damit gerade auch in unserem zwischenmenschlichen Umfeld,
damit Miteinander und Begegnung,
Bewegung und Weiterentwicklung möglich werden.
Auch das ist etwas, was viele wie im Reflex beherrschen,
Wege versperren und auf Hindernisse hinweisen.
Bedenken formulieren und entmutigen.
Am Rand stehen und kluge Kommentare abgeben.
So verfestigen sich Probleme und bleiben Möglichkeiten ungenutzt.
Es kostet oft nur einen geringen Aufwand,
Chancen zu ermöglichen und Wege zu eröffnen,
und doch sind diese ersten und klebrigen Handgriffe unumgänglich,
wenn wir und andere Frieden finden möchten.
Also bereitet Wege und macht Straßen gerade.